

Andrea Lehner-  
Hartmann  
Mädchen oder  
Bub – eine  
Leichtigkeit des  
Seins?

Zur Bedeutung des  
Geschlechts in der  
Entwicklung des  
Kindes

Keine neutrale  
Zuwendung

*Es ist erstaunlich – aber immer noch sind die Erwartungen und Klischees groß, mit denen die Menschen einem Mädchen oder einem Buben begegnen und denen die Kinder ausgesetzt sind und mit denen sie aufwachsen (und dann als Erwachsene leben) müssen. Wie es damit genau-erhin steht, wird im folgenden dargelegt.* red

Tritt ein Menschenkind neu in diese Welt ein, wird es spätestens ab diesem Zeitpunkt als männliches oder weibliches Wesen wahrgenommen. Mit Hilfe der pränatalen Diagnostik kann dies auch vorverlegt werden. Als Mädchen oder Bub identifiziert zu werden hat dabei weitreichendere Bedeutung als die Entdeckung, daß das Kind blaue Augen und braune Haare hat. Ausschlaggebend ist dafür weniger die augenfällig biologische Unterscheidbarkeit als die soziokulturell vorherrschende Bedeutung, die der Differenzierung in Mann und Frau unterlegt ist.<sup>1</sup> Männern und Frauen werden in unserer Kultur und Gesellschaft bestimmte Eigenschaften, Handlungen und Lebensweisen zugeschrieben bzw. gleiche Eigenschaften, Handlungen und Lebensweisen werden bei Frauen und Männern jeweils unterschiedlich beurteilt. Auch wenn diese Zuschreibungen keine unveränderlichen Konstanten darstellen und einem laufenden Wandel unterworfen sind, bestimmen stereotype Muster – vielfach in unbewußter Weise – die alltäglichen Interaktionen der Geschlechter. Demnach gelten Frauen vorwiegend als passiv, beziehungsorientiert und gefühlbetont und Männer als aktiv, durchsetzungsfähig und rational. Daß einzelne Frauen und Männer ihr Leben quer zu diesen stereotypen Normen zu gestalten versuchen, vermochte noch keine grundsätzlichen Änderungen herbeizuführen.

Das Kind, das in diese Welt der Zweigeschlechtlichkeit hineingeboren wird, kann somit keine neutrale Zuwendung erfahren. Die Interaktionen sind immer schon durch die jeweiligen Vorstellungen über „Mädchen“ oder „Bub“ eingefärbt. Ein sprechendes Beispiel dafür ist ein psychologischer Versuch, in welchem Eltern aufgefordert wurden, ihre Babys zu beschreiben. Zuvor wurden die Kinder gemessen und gewogen, so daß es weder Größen- noch Gewichtsunterschiede gab. Unterschiede gab es sehr wohl in der Beschreibung der Eltern. Mädchen wur-

<sup>1</sup> Im Engl. wird dafür der Begriff „gender“ verwendet, der besagt, daß männliche und weibliche Klassifikationen nicht in der Biologie („sex“) begründet liegen, sondern ein soziokulturelles Konstrukt darstellen. Vgl. Renate Hof, Die Entwicklung der Gender Studies, in: Hadumod Bußmann – Renate Hof (Hg.), Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, Stuttgart 1995, 3–33, bes. 17–22.

den überwiegend mit den Attributen „lieb“ und „herzig“ beschrieben, Buben überwiegend mit den Attributen „groß“ und „stark“. In einem anderen psychologischen Experiment sollten 100 Personen das Verhalten eines einzigen Babys protokollieren. Dabei erhielt die eine Hälfte die Information, daß es sich dabei um einen Buben handle, und die andere Hälfte erhielt die Information, daß es sich dabei um ein Mädchen handle. Jene Personen, die dachten, es sei ein Bub, beschrieben das Verhalten als ärgerlich und jene, die dachten, es sei ein Mädchen, beschrieben es als erschrocken und ängstlich.<sup>2</sup>

### Unterschiedliche Beziehungsintensität und Aufgabenteilung der Eltern

Das kleine Menschenkind erfährt die geschlechtsspezifische Zuwendung seiner Umwelt zudem auch durch eine unterschiedliche Beziehungsintensität und Aufgabenteilung seiner Eltern. Dazu ausreichend dokumentiert findet sich die Mutter-Kind-Beziehung. Daß aber auch dem zweiten Elternteil bei der Entwicklung von Buben und Mädchen große Bedeutung zukommt, soll hier bewußt in den Blick genommen werden. Da nach wie vor die Mütter für den Großteil der Pflege und Erziehung der Kinder zuständig sind, machen Buben wie Mädchen ihre grundlegenden Erfahrungen mit Frauen. Ihr erstes Liebesobjekt ist eine Frau. Dem Mädchen steht zudem mit der Mutter ein adäquates Identifikationsmodell zur Verfügung. Buben hingegen lernen, daß sie ihre Identität in Abgrenzung zur Mutter entwickeln müssen.<sup>3</sup> Sehnsüchtig halten sie dabei oft Ausschau nach passenden Modellen und müssen traurig erkennen, daß da niemand ist, weil die Anwesenheitsdominanz der Mutter mit einer Abwesenheitsdominanz des Vaters korreliert.<sup>4</sup> Der schmerzhaften Abgrenzung von der Mutter, die später auch in Frauenhaß münden kann<sup>5</sup>, folgt vielfach ein Identifizieren mit idealisierten männlichen Figuren, die sich teilweise aus der Spiel- oder Fernsehwelt anbieten oder phantasiert werden. Diese Identifikationsmodelle agieren fern jeder Realität, aber entsprechen dem männlichen Idealbild perfekt. Sie sind „groß, stark und mächtig“<sup>6</sup>, bestehen alle

<sup>2</sup> Vgl. *Helen Keller*, Die Entstehung von Geschlechtsunterschieden im ersten Lebensjahr, in: *Annette Degenhardt – Hans Martin Trautner* (Hg.), *Geschlechtstypisches Verhalten. Mann und Frau in psychologischer Sicht*, München 1979, 122–144, bes. 123 ff.

<sup>3</sup> Vgl. dazu die ausführlichere Darstellung in *Andrea Lehner-Hartmann*, *Kindliche Sexualität – (k)ein Thema?*, in: *Religionspädagogische Beiträge* 35/1995, 133–149.

<sup>4</sup> *Nancy Chodorow*, *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*, München 21986.

<sup>5</sup> Vgl. *Erich Lehner*, *Männer an der Wende. Grundlagen kirchlicher Männerarbeit* (Maschinschriftliche Dissertation), Wien 1997, 70.

<sup>6</sup> *Erich Lehner*, *Groß, stark und mächtig. Das Korsett männlicher Existenz* (Teil 1). Die hegemoniale Männlichkeit (Teil 2), in: *Jugendreport* 4/1996, 3–12.

Abenteurer, müssen sich vor nichts fürchten, sind also richtige Helden. „Der Mythos vom angstfreien Helden gehört (. . .) schon unter Vierjährigen zum gesicherten Wissen um das Wesen des Mannes.“<sup>7</sup> Infolge der weitgehenden Abwesenheit des Vaters fehlt dem Buben ein männlich-väterliches Identifikationsobjekt, während das Mädchen – gemäß dem vorherrschenden Modell der heterosexuellen Geschlechterbeziehung – jene andersgeschlechtliche Person vermisst, die ihr die fehlende Erfahrung des Begehrtseins vermitteln könnte. Der Vater wird von seinen Kindern im alltäglichen Leben meist nicht erlebt: wenn sie ihre ersten Schritte alleine tun, wenn sie Trost brauchen oder wenn sie eine große Entdeckung gemacht haben. Ebenso wenig erfahren ihn seine Kinder in seiner Welt, in der er vielleicht auch nicht immer dem männlichen Ideal entsprechen kann und Niederlagen bewältigen muß. Die bescheidenen Interaktionen zwischen Vater und Kindern ereignen sich dazu oft nicht im normalen Lebensablauf, sondern stellen das Außergewöhnliche dar. Der Charakter des Besonderen wird noch dadurch unterstrichen, daß der heimkehrende Vater sich nicht in das Leben zu Hause einpaßt, sondern, umgekehrt, die Restfamilie sich an den Vater anpaßt: Man wartet mit dem Essen auf ihn, die kleineren Kinder sind bereits gewaschen und vatergerecht hergerichtet, damit er – falls er nicht zu müde dazu ist – mit ihnen noch ein wenig spielen kann . . . Die Traurigkeit über den nicht vorhandenen Vater im alltäglichen Leben führt in Verbindung mit dem gesellschaftlich vorherrschenden männlichen Idealtypus des Mächtigen und Erhabenen dazu, daß der Vater von Buben und Mädchen idealisiert wird. Seine Schwächen und Grenzen, wie sie von Kindern im alltäglichen Umgang mit der Mutter sehr wohl erlebt werden können, verblassen hinter der Aura von „Papa, dem Besten und Größten“, die ihn in die Unerreichbarkeit entschwinden läßt. An diesem Idealbild ändern oft nicht einmal negative, gewalttätige Erfahrungen mit dem Vater etwas. Daß er Gewalt anwenden kann und ihn niemand davon abhält, kann das idealisierte Bild vom mächtigen Vater sogar verstärken. Dem Buben oder Mädchen bleibt oft gar nichts anderes über, als sich mit dem Aggressor zu identifizieren, d. h., seine Perspektive zu übernehmen.<sup>8</sup> Das Kind sucht die Verantwortung für

<sup>7</sup> Dieter Schnack – Rainer Neutzling, *Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit*, Reinbek b. H. 1992, 46.

<sup>8</sup> Vgl. Ursula Enders (Hg.), *Zart war ich, bitter war's. Sexueller Mißbrauch an Mädchen und Jungen*, Köln 1990, 59 f.; Judith L. Herman, *Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden*, München 1993, bes. 135–160.

die Taten bei sich und sieht sich als schuldig an. Für Buben besteht dabei zusätzlich die Gefahr, daß sie diese demütigenden, verletzenden und gewalttätigen Verhaltensweisen als Ausweis von Männlichkeit übernehmen und gegenüber Schwächeren im Laufe ihres Lebens ausagieren<sup>9</sup>. Buben und Mädchen erfahren, daß Gewalt zu Männlichkeit gehört. Während erstere die „Hoffnung“ haben, später selber einmal in der Position zu sein, wo sie Macht erforderlichenfalls auch mit Gewalt durchsetzen können, besteht für zweitere im schlimmsten Falle die Gefahr, daß Gewalterfahrungen in einer Partnerschaft ihre Fortsetzung finden.

### Sich verhalten wie Frauen und Männer

Die Vorstellungen, wie Frauen und Männer sich in dieser Welt zu verhalten haben, fließen in die Sozialisationsprozesse von Buben und Mädchen ein. Buben stehen unter dem Druck, dem männlichen Ideal entsprechen zu sollen, was sich dann an aggressiven Agitationsweisen im Umgang mit sich selbst, in ihren spielerischen Aktivitäten und auch im Umgang mit anderen ablesen läßt. Daß Buben einen großen Bewegungsdrang haben, gerne herumtoben und dazu möglichst viel Raum in Anspruch nehmen, wird zunächst von den Eltern, später auch von den Erziehungspersonen in Kindergarten und Schule weitgehend akzeptiert und unterstützt.<sup>10</sup> „Aufgeweckte“, „lebhaft“ Buben sind normale Buben. Ihnen gilt der Stolz der Mutter und des Vaters. Man wertet ihr aktives Verhalten gerne als Anzeichen dafür, daß aus ihm ein toller Bursch werden wird. Niemand käme vorschnell auf die Idee, ihr Verhalten als negativ aggressiv zu bezeichnen. Wie sehr lebhaftes Agieren zur männlichen Norm erhoben wird, läßt sich daran ablesen, wie Eltern, vor allem die Väter, reagieren, wenn sie einen stillen, introvertierteren Buben haben. Im günstigsten Fall machen sie sich „bloß“ Sorgen, ob er sich wohl genügend durchsetzen kann und dem Leben gewachsen sein wird. Eine stärkere Reaktion stellen jene Interventionen dar, die ihn zu aktiverem, lebhafterem Benehmen ermutigen oder sogar drängen. Bringen Ermutigungen und Forderungen keinen Erfolg, müssen viele Söhne erleben, daß ihr Verhal-

<sup>9</sup> Explizit sei darauf hingewiesen, daß zwischen Gewalterfahrung in der Kindheit und Gewaltausübung im späteren Leben kein zwingender Zusammenhang bestehen muß. Viele der Buben, die Gewalt erfahren haben, werden später nicht gewalttätig. Es handelt sich hier lediglich um eine Relationsaussage im Vergleich mit Mädchen, die nichts anderes besagt, als daß das gesellschaftliche Konzept von Männlichkeit ein größeres Maß an Gewaltakzeptanz beinhaltet als das Konzept von Weiblichkeit.

<sup>10</sup> Daß Buben auch für ihre Freizeitaktivitäten öffentlichen Raum in viel größerem Ausmaß als Mädchen beanspruchen, konnte erst kürzlich die Studie von Cheryl Benard – Edith Schlawfer u. a., *Verspielte Chancen? Mädchen in den öffentlichen Raum!* Hg. v. Frauenbüro Wien, Wien 1997, eindrucksvoll belegen.

## Diametral entgegengesetzte Reaktionen

ten mit Geringschätzung und Verachtung bestraft wird. Sie spüren oder bekommen es sogar ausdrücklich zu hören, welche Enttäuschung sie für ihren Vater sind. Väter wollen keinen Sohn haben, der sich nicht zur Wehr setzen kann und der Angst hat und diese auch zeigt.<sup>11</sup> Wie sehr der Bub darin möglicherweise dem ehemaligen Bild des Vaters gleicht und wie sehr dieser sich selbst in seinem Sohn verabscheut, kann er ja nicht ahnen.

Dem rigorosen Sanktionieren einfühlsamen oder gefühlsbetonten Verhaltens bei Buben diametral entgegengesetzt sind die Reaktionen in bezug auf das Mädchenverhalten. Mädchen sollen sich komplementär zur männlichen Rolle verhalten. Zurückhaltendes, prosoziales Verhalten wird als „brav“ honoriert. Mädchen, die sich – entsprechend ihren weiblichen Modellpersonen, wie Mutter, Kindergärtnerin, Lehrerin – in erzieherischen, pflegerischen Tätigkeiten an Puppen, Geschwistern, Nachbarskindern, SchulkollegInnen u. dgl. betätigen, können an den Reaktionen der Umwelt ablesen, daß dies wohlgefällig ist. In ihrer empathischen Orientierung an anderen laufen sie aber leicht Gefahr, ihre Autonomie zu verlieren. Denn „Frauen definieren sich vielfach in erster Linie nur als Teil von Beziehungen, nicht als Individuum mit Eigenverantwortung, mit Selbstwert und Selbstbestimmung.“<sup>12</sup> Treten Mädchen etwas forscher, fordernder oder Platz beanspruchender auf, irritiert dies ihre Erziehungspersonen wesentlich früher als bei Buben. Solche Mädchen gelten rasch als „Wildfang“, „ungezogen“, „aggressiv“ oder „nicht zu bändigen“, und der negative Unterton ist dabei kaum zu überhören. Selbst wenn Mütter oder auch in zunehmendem Maße Väter dieses Verhalten an ihrer Tochter fördern, bleiben dennoch die Signale der restlichen Umwelt, die dem Mädchen zu erkennen geben, daß dieses Benehmen nicht nur geschätzt wird. Die widersprüchlichen Botschaften können das Mädchen in seinem Handeln verunsichern und die zarten Autonomiebestrebungen im Keim ersticken. Die normativen Rollenvorgaben haben für die Geschlechter unterschiedliche Folgen: Die männliche Rolle bedeutet Unabhängigkeit, die weibliche Rolle Abhängigkeit.

<sup>11</sup> „Ich will keinen Sohn, der sich beschmiert, der die Ketchupflasche umwirft, der mißmutig in seinem Essen stochert und dann wie ein Vierjähriger auf Papas Schoß krabbelt. Ich will einen Sohn, dem die Zeit zum Essen fehlt, der seinen Nachttisch halb stehen läßt vor Ungeduld, der hinausstürmt, um noch eine Runde Fußball zu spielen oder Kaulquappen zu fangen. Dessen Knie ständig aufgeschlagen sind. Einen Sohn, der keine Zärtlichkeit braucht, sondern ab und zu ein frisches Pflaster.“ Zit. n. *Schnack - Neutzling*, a. a. O., 62.

<sup>12</sup> *Christa Bast*, Weibliche Autonomie und Identität. Untersuchungen über die Probleme von Mädchenerziehung heute, Weinheim 1991, 9.

Rollenkonformes Verhalten wird von Mädchen und Buben aber nicht in gleichem Maße überall gefordert. Zunächst läßt sich ein Gefälle zwischen privat und öffentlich beobachten.<sup>13</sup> Zu Hause, im geschützten Rahmen des Privaten, können die Normen durchaus den Bedürfnissen weichen. Buben dürfen sich anschmiegen und Mädchen dürfen sich austoben. Im Bereich des Öffentlichen sollten sie sich aber möglichst rollenkonform verhalten. Darauf achten sowohl die Eltern als auch vielfach die Kinder selbst. Dabei wird auf Elternseite von Vätern in größerem Maße geschlechtsrollenkonformes Verhalten gewünscht und auch härter sanktioniert als von Müttern.<sup>14</sup> Zusätzlich wird bei Buben rigoroser auf geschlechtstypischem Verhalten beharrt als bei Mädchen.

Wie die Kinder selbst die an sie herangetragenen Erwartungen ausgestalten, läßt sich vor allem im Bereich des Spiels gut beobachten. Buben sind bereits im Kindergartenalter stärker darauf bedacht, sich von den Mädchen abzugrenzen, als umgekehrt. Während Mädchen durchaus auch zu Bubenspielzeug greifen, ist dies umgekehrt viel weniger oft der Fall. Ein von Buben oft zu hörender Ausspruch, „Das gehört doch den Mädchen. Damit spielen Buben nicht“, findet beim anderen Geschlecht kein entsprechendes Äquivalent. Auch das Miteinanderspielen in gemischtgeschlechtlicher Konstellation wird von Mädchen viel selbstverständlicher und toleranter gehandhabt. Scheint es einem Buben in Abwesenheit eines Geschlechtsgenossen weniger Schwierigkeiten zu bereiten, mit Mädchen zu spielen, erfolgt die Abgrenzung relativ rasch und strikt, wenn ein männlicher Partner in Sicht ist. Das Verhalten der Buben dieses Alters signalisiert unmißverständlich, daß es zum Mannsein gehört, „sich dem anderen Geschlecht gegenüber überlegen zu fühlen. (...) Kleine Buben erfüllen damit nur eine gesellschaftliche Norm.“<sup>15</sup>

Das Spiel in geschlechtshomogenen Gruppen weist ebenfalls große Unterschiede auf. „Während Jungenspiele von Regeln bestimmt sind, die durchgesetzt werden müssen –

<sup>13</sup> Vgl. dazu *Wolfgang Mertens*, *Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität*, Bd. 1, Stuttgart 1994, 64, und *Anne Campbell*, *Zornige Frauen, wütende Männer. Geschlecht und Aggression*, Frankfurt 1995, v. a. 55–60.

<sup>14</sup> Vgl. *Heinz Meyer*, *Emanzipation von der Männlichkeit. Genetische Dispositionen und gesellschaftliche Stilisierungen der Geschlechtsstereotype*, Stuttgart 1993, 52 f. Es läßt sich sogar sagen, daß „geschlechtsuntypische oder rollenwidrige Vorlieben (z. B. ein Sohn, der für sein Leben gern strickt oder stickt, eine Tochter, die auf Fußball versessen ist) von Müttern unterstützt und gegen die kulturelle Norm verteidigt werden“, *Carol Hagemann-White*, *Sozialisation: weiblich-männlich? Alltag und Biographie von Mädchen*, Opladen 1984, 51.

<sup>15</sup> *Erich Lehner*, a. a. O. 1997, 73.

## Unterschiedliches Spielverhalten

wenn nötig, mit Gewalt – und deren Verletzung entsprechend geahndet wird, ist ein Spiel für Mädchen ein Vehikel für Freundschaft; die Durchsetzung von Regeln erfolgt nur mittels Überredung und Diskussion.“<sup>16</sup> Mädchenfreundschaften sind demgemäß mehr auf Kooperation als auf Konkurrenz ausgerichtet. Aggression zur Lösung von Konflikten scheint im Denken der Mädchen unlogisch zu sein. Aggressives Verhalten gefährdet die Harmonie und den Gemeinschaftsgedanken. Buben hingegen benutzen aggressives Verhalten, um sich ihre Position auszuhandeln, um Durchsetzungsvermögen zu erproben und um Anerkennung zu erlangen. Daß Buben-gruppen häufig eine hierarchische Struktur haben, stört deren Mitglieder nicht, sondern gibt ihren Interaktionen eine klare Struktur. Mädchengruppen hingegen betonen mehr das Gemeinsame und lehnen es ab, eine designierte Anführerin zu haben, selbst wenn die Realität zeigt, daß einzelne Mädchen mehr als andere Einfluß darauf nehmen, was und wie gespielt wird.

#### Harmonie und Aggression

Das harmoniebetonte Verhalten von Mädchen darf nicht in dem Sinne mißverstanden werden, als ob Mädchen keine Aggressionen hätten oder zeigten. Der Unterschied zu den Buben liegt darin, daß ihrem aggressiven Verhalten eine andere Bedeutung zugemessen wird, was dazu führt, daß Aggressionen anders ausgelebt werden. Bereits beim männlichen Kleinkind wird gemäß dem Konstrukt des starken kräftigen Buben Schreien als Zeichen dafür gewertet, daß er etwas haben möchte oder ihm etwas nicht paßt. Die Pflegepersonen werden sich bemühen, ihr Verhalten auf seine Bedürfnisse abzustimmen. Dieselben Äußerungen werden bei Mädchen entweder ignoriert oder negativ beurteilt, weil Schreien als aktive, fordernde Äußerung nicht in das Konzept des lieben, herzigen Mädchens paßt. Das Mädchen gilt dann leicht als „weinerlich“ oder „quengelig“ und nicht als stark und kräftig, von Anfang an darauf bedacht, sich durchzusetzen. Im Laufe der Entwicklung werden Buben meist weiterhin darin bestätigt, daß sie sich durch aggressives Auftreten Achtung und Anerkennung verschaffen können. Bei Mädchen wird es nach wie vor als fremd, zerstörend und abstoßend empfunden. Buben lernen somit, daß sie mit aggressivem Verhalten etwas erreichen, während Mädchen durch aggressives Verhalten Freundschaften und Wohlwollen riskieren. „So lernt das kleine Mädchen nicht nur, daß Aggression emotional gefährlich ist, sondern auch, daß es durch Aggression nicht be-

<sup>16</sup> Anne Campbell, a. a. O., 59.

kommt, was es will.“<sup>17</sup> Ein aggressives Mädchen ist keine Heldin, sondern gilt als „hysterisch“. Mädchen erkennen sehr schnell, daß sie Aggressionen nicht wie Buben und Männer nach außen ausleben sollen. Gelingt es dem Mädchen nicht, sich eine Nische zu erobern, wo ihr – wenn schon nicht unter dem Vorzeichen des „Normalen“, so wenigstens unter dem Vorzeichen der „Ausnahme“ – ein aggressiveres Agieren zugestanden wird, so bleibt ihr oft nur die Möglichkeit, die Aggression nach innen und damit gegen sich selbst zu richten. Dabei bleibt zu bemerken, daß jene Formen nach außen gerichteten aggressiven Verhaltens, die einen sozial verträglichen Rahmen überschreiten, von den Erziehungspersonen schneller bemerkt werden (müssen).<sup>18</sup> Die selbstzerstörerischen Handlungen bei Mädchen bleiben hingegen länger verborgen. Ein prügelnder Knabe hat mehr Chance, auf seine Not aufmerksam zu machen und adäquate Hilfe zu erhalten als ein eßgestörtes Mädchen, das sich angepaßt brav und unauffällig verhält.

#### Mehr Leid für Mädchen

Im Verhältnis der Geschlechter untereinander bedeutet die unterschiedliche Interpretation der aggressiven Handlungen in Summe oft mehr Leid für die Mädchen. Und dies nicht nur, weil depressive, selbstzerstörerische Ausdrucksformen leichter übersehen werden, sondern weil sie zusätzlich der ausagierenden Aggression der Buben ausgesetzt sind. Auffällig ist dabei, daß vor allem sexualisierte Formen der Machtausübung gegen Mädchen häufig angewendet werden. Macht gegenüber Mädchen demonstrieren oft auch jene Buben, die im Kampf mit dem eigenen Geschlecht nicht als Helden aussteigen, sondern zu den Verlierern gehören. Mit dem Looserimage in einer auf Durchsetzung getrimmten Männerwelt leben zu müssen kann Buben in ihrer Identitätsentwicklung schwer zu schaffen machen. Wenn sie in ihrer Peergroup nicht die gewünschte Anerkennung finden, kann dies dazu verleiten, sich Anerkennung über die Machtausübung an Schwächeren zu holen. Mädchen und jüngere oder schwächere Buben sind die naheliegendsten Opfer. Mädchen wird unter den Rock und an den Buben gegriffen, sie werden in Bubenklos gezerrt oder ihnen wird mit den Fingerspitzen eine über den Po gezogen. Mädchen auf dem Schulweg abzapfen, sie zu ungewollten (sexuellen) Handlungen zu nötigen, stellt für manche nur mehr die Konsequenz ihrer erfolgreich initiierten Gewalt-handlungen dar. Jüngere, schwächere Buben werden

<sup>17</sup> Ebd., 60.

<sup>18</sup> Schulische Disziplinarkonferenzen weisen eine starke Überrepräsentanz von männlichen „Problemkindern“ auf.

Wehr- und  
Hilflosigkeit der  
Mädchen bei sexuellen  
Gewaltübergriffen

dazu gezwungen, sich vor den größeren auszuziehen, damit diese sich über sein „kleines, mickriges“ Geschlecht lustig machen können.

Die Sexualisierung der Gewaltübergriffe stellt dabei eine besondere Form der Demütigung dar. LehrerInnen, die dies lediglich als pubertäres Geplänkel abtun und diskret wegschauen, verkennen nicht nur die Situation, sondern lassen die Opfer in ihren Gefühlen der Wehr- und Hilflosigkeit allein. Zorn und Wut über das Erlebte können diese dann oft nur gegen sich selbst richten. („Wenn mir so etwas passiert, muß ich schlecht sein.“) Die gewaltausübenden Buben werden hingegen darin bestätigt, in ihrem Handeln nichts Unrechtmäßiges sehen zu müssen. Man kann durchaus sagen, daß die aggressiven, herablassenden Interaktionen der Buben den Mädchen gegenüber zu den größten Herausforderungen koedukativer Erziehung gehören. Die geschlechtsspezifische Wahrnehmung und Behandlung von Buben und Mädchen in unserer Gesellschaft dient nach wie vor der Festschreibung der Geschlechterhierarchie. Daran ändert auch ein gemeinsames Erziehen und Unterrichten allein noch nichts. Gefordert ist vielmehr eine geschlechtssensible Pädagogik mit dem Ziel eines geschlechtergerechten Umgangs<sup>19</sup>. Dies verlangt in erster Linie PädagogInnen, die ein reflektiertes Wissen dazu mitbringen und ihr Handeln danach ausrichten.<sup>20</sup> Mädchen sollen – vor allem auch am Verhalten männlicher Erziehungspersonen – erkennen können, daß ihnen nicht bloß eine Komplementärrolle zudedacht ist, sondern daß sie als eigenständige Individuen anerkannt werden und in ihren autonomen Strebungen bestärkt und unterstützt werden. Buben sollen ermutigt werden, sich mit Gefühlen auseinanderzusetzen. Gefühle der Angst und der Freude wahrzunehmen und zuzulassen bedeutet nicht nur, mehr Kontakt zum wahren Selbst zu gewinnen, sondern bietet die Grundlage für Beziehungsfähigkeit. Davon könnten in erster Linie sowohl Mädchen als auch die sensibleren Buben profitieren und in weiterer Folge die Gesellschaft selbst. Denn selbstbewußte Frauen und sensible Männer stellen ein hohes Gut für eine demokratische Gesellschaft dar.

<sup>19</sup> Eine zusammenfassende Übersicht über mögliche Umsetzungsversuche findet sich in der Tagungsdokumentation zur Fachtagung im Oktober 1997: Frauenbüro Wien (Hg.), Fachtagung Geschlechtssensible Pädagogik. Mädchen- und Bubenarbeit in Wien. Koedukation, Wien 1997, und in Bettina Hoeltje – Katharina Liebsch – Ingrid N. Sommerkorn (Hg.), Wider den heimlichen Lehrplan. Bausteine und Methoden einer reflektierten Koedukation, Bielefeld 1995.

<sup>20</sup> Vgl. Ilse Brehmer, Schule im Patriarchat – Schulung fürs Patriarchat? Weinheim 1991.